

„sunder ich pin ein armer rab“

Zu einer autobiographischen Anekdote in Konrads von
Megenberg „Buch der Natur“

Von Mircille Schnyder

Daß man bei Konrads von Megenberg „Buch der Natur“ nicht von der „ersten Naturgeschichte in deutscher Sprache“ sprechen kann, wie das, in wissenschaftsgeschichtlicher Überschätzung des Werks, der Untertitel der Ausgabe von Pfeiffer noch tut¹, haben genauere Untersuchungen zu Konrads Übersetzungspraxis, seinem Umgang mit Autoritäten und eigener Erfahrung einerseits und zur Technik seiner Allegorese andererseits gezeigt.² Auch wenn Konrad seine Vorlage, die sog. Redaktion III des „Liber de natura rerum“ von Thomas von Cantimpré, vor allem in den Auslegungen beträchtlich erweiterte, nach eigenen Angaben „mêr dan daz drittail“ (485,34), steht das Werk in der Tradition alphabetisch geordneter allegorischer Enzyklopädien, wie sie sich im 12. Jahrhundert ausbildete.³ Es ist weniger die Naturbetrachtung, in der Konrad neue Wege wies, als vielmehr die Allegorese, wenn er die Vorlage mit polemischen, aktuellen Auslegungen ergänzte und so die scheinbar zeitlosen Allegorisierungen im Augenblick exemplifizierte, respektive diesen in der Allegorisierung spiegelte.⁴ Versteckt in einer allegorisierten Enzyklopädie, verkleidet in die Verfremdung der Allegorese, finden sich so, neben allgemeiner Lasterkritik, v. a. scharfe Kritik an den

Verfehlungen des geistlichen Standes und politische Polemik.⁵ Dabei nimmt sich Konrad aus seiner Kritik nicht aus, sondern schließt sich immer wieder explizit in den Kreis der Sündigen, der „üppigen pfaffen“ (121,2) ein und ist sich ständig bewußt, daß er ein „armer [ist], der in seinen sünden allzeit größer genâd bedarf.“ (450,7 f.)⁶

Viele der Artikel im „Buch der Natur“ schließen fast floskelhaft mit einem solchen Sündenbekenntnis, aus dessen Demut heraus dann Maria in ihrer Gnadenfülle um Hilfe angerufen wird. Konrad begegnet uns darin zum büßenden Peccator schlechthin stilisiert, wobei das emphatische Sündenbekenntnis, wesentlicher Bestandteil der Buße, im Rahmen einer exemplarischen Reue gelesen werden kann, vielleicht aber auch, im Kontext der zum Teil üppigen Polemik, als Schutz vor der in jeder Polemik und Kritik lauernden *supercbia* gedacht ist. Hier soll nun aber nicht diese wiederkehrende, sozusagen institutionalisierte Buße interessieren⁷, sondern ein Geständnis Konrads, das durch seinen anekdotischen Charakter als präzises Erlebnis einer Anfechtung faßbar wird und also aus diesem stereotypen Muster des allgemeinen Sündenbekenntnisses herausfällt. Dabei versteckt sich diese Beichte hinter Verweisen zwischen ein-

zelen Artikeln des Buches, als scheute sich Konrad vor der zu direkten Nennung, eine Verschlüsselung die irritiert, nicht zuletzt weil sie einmalig ist im „Buch der Natur“.

Im Artikel zur Taube heißt es am Schluß:

„... sô lāgt ir der spārwar allermaist und vāht si danne und tœt si. alsô lāget unser der pœs gaist, wenn wir unsern vleiz legen auf diser werlt gespenst und ir üppichait. ach herr, wie oft er mich gevangen hāt, daz mich diu aller tugentlechst, diu schœnst, diu reichst, diu edelst, diu geweltigst all zeit hāt erlœst auz seinen scharpfen klāen, wie daz sei, daz ich laider ir taub niht sei, sunder ich pin ein armer rab. nu hilf, edleu kaiserin, hilf mir und allen guoten freunden.“ (182,2-11)

In klarer Auslegung wird hier der Sperber, der die sich putzende Taube schlägt, als der „pœs gaist“ gedeutet, der die der Welt verfallenen Menschen greift. Seufzend bekennt Konrad seine eigene Gefährdung in dieser Sache und klagt darüber, wie oft er schon gefangen wurde, ganz im Sinne der stereotypen Einbeziehung seiner selbst in die Schar der Sünder. Dabei vergleicht er sich, innerhalb der vorgestellten Allegorese, mit der vom Sperber geschlagenen, sich putzenden Taube. Scheinbar in Fortsetzung des Gedankens verdreht er dann aber das Bild der Taube plötzlich und – nachdem er Maria als Helferin und Erretterin der Taube aus Sperberklauen gepriesen hat – korrigiert er die allegorische Deutung seiner selbst, indem er die Taubenallegorese für sich selber, der er nur „ein armer rab“ ist, verwirft. Dadurch aber durchbricht er die Grenzen der in dem Taubenartikel vorgeführten Allegorese, indem er ein neues

Tier einführt, das im Artikel sonst keine Rolle spielt. Das heißt, die klare Allegorese verwischt hier durch die, von Konrad für sich selber als Sünder eingeführte – nicht in der Bildsprache des Artikels bleibende – Rabenmetapher.⁸ Auch wenn sich das Rabenbild durch die traditionelle Antithese Taube/Rabe assoziativ in den Artikel einschließt,⁹ stutzt man vor diesem Raben im Taubenartikel doch. Nicht nur wird dadurch die artikelinterne Allegorese aufgebrochen, sondern die Taube wird in der Antithese zum Raben auch in einer ganz anderen Qualität (bedeutend als in ihrer Verfallenheit an die Putzsucht, wo deutlich eine ihrer schlechten Seiten gezeigt wird, während sie im Gegensatz zur Rabenschwärze nur ad bonam partem gelesen werden kann).

Schlägt man nun, irritiert durch diese im „Buch der Natur“ sonst nirgends zu findende Verweispraxis, im Artikel zum Raben nach, um zu sehen, wie sich denn ein „armer rab“ so aufführt, stößt man da, ganz zum Schluß, auf eine kleine, persönliche Anekdote Konrads:

„... ez ist ain art der raben in dem land bei der sunnen aufganch, die streitent mit dem esel und mit dem ochsen, wan sô diu tier vlihent. sô sitzet der rab auf si und fleugt in gegen den augen und stœtzt in die augen auz und machet si im herren unnütz. dar umb tœt si ir herr und schindet si. sô wirt dem raben sein tail von dem âs. alsô gesigt der unêr vogel dem starken tier an. sam tuot ain unêr weip, diu gesigt oft ainem starken manne an, der doch vest ist seines muotes. dâ vor besleuz dein augen, wan diu tuont den schaden. ich het ains tages ain frawen in der kirchen angesehen vil und aber vil. dô sprach ainz in dem slāf zuo mir, ich hiet zwên unken in den augen, die müesten sterben. hilf, fraw, hilf, daz si sterben!“ (177,12-25)

Das Erlebnis, das Konrad hier in den Rabenartikel einfügt, schließt sich auch nicht zwingend an die Allegorie an. Denn wird „ain unêr weip, diu oft ainem starken manne an [gesigt]“ mit dem Raben verglichen, der die starken Tiere blendet, um durch ihre Notschlachtung ans Aas zu kommen, wird die „frawe“, die Konrad „ains tages“ in der Kirche „vil und aber vil“ ansah, mit keinem Wort als „unêr weip“ bezeichnet. Und selbst wenn man davon ausgeht, daß die Frau an sich die Verführende und somit immer „ain unêr weip“ ist, hockt die Gefahr zur Versündigung doch eindeutig in den Augen Konrads, deren concupiscentia ihn gefährdet. Diese Frau kann so nicht mit dem Raben allegorisiert werden. Die scheinbare Ausdeutung der Allegorie durch das persönliche Exemplum stimmt darin nicht, so daß sich die Anekdote höchstens assoziativ, über die Aufforderung: „dâ vor besleuz dein augen, wan diu tuont den schaden“ an die Rabenallegorese anfügt.

So wie der Rabenvergleich im Taubenartikel keinen logischen Platz hat, fällt die Anekdote im Rabenartikel auch aus dem Rahmen. Umso erstaunlicher stellt sich die Verbindung zum „armen rab“ im Taubenartikel zum sich versündigenden Konrad im Rabenartikel her, ist doch der Rabe Konrad der, der seinen „vleiz“ zu sehr „auf diser werlt gespenst und ir üppichait“ legt (182,4 f.), was nichts anderes ist, als was der begierliche Konrad in der Kirche tut. Dabei fällt auf, daß die Anekdote im Rabenartikel mit der Anrufung Marias nicht den Schluß des Artikels bildet, sondern noch von einer weiteren „na-

turkundlichen“ Angabe zum Raben gefolgt ist. Wenn sonst Maria angerufen wird, geschieht das fast durchwegs am Schluß der einzelnen Artikel.¹⁰ Es mag auch dies ein Teil des Versteckspiels sein, das Konrad hier, zwischen Tauben- und Rabenartikel, macht.

Was ist nun aber eigentlich passiert? Konrad trifft in der Kirche eine schöne Frau und vergißt sich in deren Anblick. Von mehr berichtet er nicht. In dieser Situation liegt keine Einmaligkeit, was da geschildert wird, ist nichts Außergewöhnliches, ist vielmehr die klassische Begegnung in der Kirche, wie sie nicht nur Konrad, sondern in seiner Zeit, neben unzähligen anderen, wohl am folgenreichsten auch Petrarca zum Verhängnis wurde, und wie sie als fester Topos der Literatur unter anderem den Gregorius irreführte und bei Boccaccio, Aretino und anderen die kirchliche Begründung vieler, der kirchlichen Moral nicht unbedingt entsprechender, Verhältnisse bildet.¹¹

Doch durch die Verschlüsselung des Berichts und den expliziten Verweis darauf im Taubenartikel bekommt die Episode ein ungewöhnliches Gewicht, scheinen diese kleinen Augenblicke Konrad mehr belastet zu haben, als ihre Alltäglichkeit erahnen ließe.¹²

In diesem Zusammenhang ist es aufschlußreich zu sehen, wie Konrad diese kleine Episode aus seinem Leben erzählt. Der allgemeinen Allegorisierung des Raben auf ein „unêr weip“ hin, gefolgt von der Ermahnung, davor die Augen zu verschließen, „wan diu tuont den schaden“, fügt er das eigene Erlebnis als Exemplum an. Dabei bezieht sich dieses nur auf die Gefahr, die durch die Augen

droht, fügt sich, wie wir oben schon gezeigt haben, höchstens assoziativ in den Rabenartikel ein und findet seinen eigentlichen Anschluß mehr im Taubenartikel.

Es fällt auf, daß ein Hinweis auf die Sündhaftigkeit seines Tuns fehlt, vielmehr dieses, unkommentiert, den Platz der Sündenklage einnimmt. Nur der Traum weist auf die Gefahr hin, nur da wird, in der Unken-Allegorie, das Erlebnis gedeutet. Dabei übernimmt der Warntraum die Rolle der expliziten Lasterkritik, respektive der Selbstbeziehung. Es scheint, daß Konrad erst durch ihn sich der Gefährdung bewußt wird und sich ihr entzieht. Dadurch wird diese intensiviert, die Warnung aber auch eindringlicher. Daß nun dieser Warntraum seinerseits sozusagen die Spielregeln des „Buchs der Natur“ übernimmt und innerhalb der da vorgestellten Allegorisation spricht, verschlüsselt die Anekdote noch um eine Drehung mehr, gibt dem Bericht aber auch etwas raffiniert Spielerisches, das den Traum als Fiktion entlarvt und plötzlich die Wirklichkeit des sündhaften Erlebnisses selbst in Frage stellt.

Zu den „unken“, die Konrad im Traum in den Augen hocken, heißt es im „Buch der Natur“: „aber er [der un] tœt die lœut neur mit seinem vergiftigen applik. wan ist, daz er den menschen ê an siht, sô stirbt der mensch; siht aber der mensch den unken ê, sô stirbt der un, sam Jacobus spricht.“ (264,1-5). Hat Konrad im Traum zwei Unken in den Augen, so heißt das, daß er durch seinen begehrliehen Blick stirbt, wenn er der Gefahr nicht durch innere Wachsamkeit zuvorkommt.¹³

Der Traum als stilistisches Mittel zur Vereindringlichung eines Moments, zur Hervorhebung eines entscheidenden Entschlusses ist verbreitet und nicht zuletzt in den Autobiographien beliebt.¹⁴ Träume begegnen da als eine Art Wegweiser für den Träumer. Dabei werden neben dem Bericht wirklicher Träume gern in didaktischer oder interpretativer Absicht (erfundene) Träume eingefügt, wo eine Verstärkung der Aussage nötig scheint, wo ein Entschluß, eine Überlegung, eine Handlung legitimiert werden soll.¹⁵

Konrad sagt im Artikel „von dem slâf“: „Der slâf ist niht anders wan ain einzug der sêle auf sich selber“ (8,18 f.) und erklärt dann: „ich hân gesprochen, der slâf sei ein einzug der auswendigen kreft der sêl, dar umb, daz in dem slâf oft die inwendigen kreft der sêl wachent, als wir enpfinden in den treumen.“ (8,32-9,1) Was in Konrads Unken-Traum passiert, ist genau dieses Aufwachen der „inwendigen kreft der sêl“, die jetzt, da die „auswendigen kreft“, zu denen auch das Sehen gehört, schlafen, warnend auftreten können. Konrads Unken-Traum ist so das ideale Beispiel eines Warn-Traums, der sich zur richtigen Zeit einstellt, in einer dem Thema entsprechenden Sprache spricht und sich rhetorisch perfekt zur emphatischen Unterstreichung der moralisch-didaktischen Aussage fügt. Man wird den Verdacht nicht los, daß Konrad hier einen Traum erfunden hat, um eine Aussage, die ihm wichtig ist, zu verstärken.¹⁶

Die ganze Episode, versteckt zwischen Tauben- und Rabenartikel, löst sich da plötzlich in typische Versatzstücke und raffinierte Rhetorik auf, so daß das hin-

ter der Verschlüsselung erahnte persönliche Erlebnis zur Maske erstarrt. Es scheint, daß Konrad hier, im Zusammenspiel von Taube und Rabe, eine kleine autobiographische Notiz – die verführerische Begegnung einer Frau in der Kirche – durch die Allegorisation und Steigerung zur Episode mit Warntraum, in der Art typisieren und stilisie-

ren wollte, daß sie ihm selber am Schluß, entfremdet, zum warnenden Exempel wird. Dabei mag gerade die Verklausulierung der Stelle ein Hinweis auf ihren realen, für Konrad wirklich bedrohlichen Hintergrund sein. Er typisiert sich zum Raben – gegenüber der reinen Taube – und warnt sich selber durch den – fiktiven – Traum.

Anmerkungen

- Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache; hrsg. von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861. Die Zitate beziehen sich auf diese Ausgabe.
- Vgl. v. a. Uwe Ruberg, Allegorisches im „Buch der Natur“ Konrads von Megenberg; in: Frühmittelalterliche Studien 12, 1978, S. 310–325 und Traude-Marie Nischik, Das volkssprachliche Naturbuch im späten Mittelalter. Tübingen 1986, S. 248.
- Vgl. Nischik, wie Anm. 2, S. 238 f. und S. 243 und Heinz Meyer, Zum Verhältnis von Enzyklopädie und Allegoresis im Mittelalter; in: Frühmittelalterliche Studien 24, 1990, S. 295 und S. 304. Er schreibt: „Für den Bereich der Mischformen von naturkundlich-beschreibenden und allegorisch-deutenden Texten ist Hrabanus' Maurus „De universo“ das maßgebliche Werk, das der Autor selbst unter dem Titel „De sermonum proprietate et mystica rerum significatione“ vorstellt und in dem er „Profanwissenschaft und Theologisch-Exegetisches in bis dahin nicht gekannter Form“ (Christel Meier, Das Problem der Qualitätsallegoresis; in: Frühmittelalterliche Studien 8, 1974, S. 418) miteinander verbinden will.“ (S. 302).
- Vgl. Ruberg, wie Anm. 2, S. 320.
- Vgl. Christa Baufeld, Zu spätmittelalterlichen Enzyklopädieen; in: Ergebnisse der XXI. Jahrestagung des Arbeitskreises „Deutsche Literatur des Mittelalters“, Greifswald 1989, S. 69 (Wissenschaftliche Beiträge der Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Deutsche Literatur des Mittelalters 4) sowie dies., Polemik in der Artesliteratur; in: Parodie und Satire in der Literatur des Mittelalters. Greifswald 1989, S. 178 (Wissenschaftliche Beiträge der Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Deutsche Literatur des Mittelalters 5). Zur Diskussion um das Zielpublikum von Konrads Werk vgl. Nischik, wie Anm. 2, S. 288 ff. und Ruberg, wie Anm. 2, S. 322 ff.
- Vgl. dazu auch Ruberg, wie Anm. 2, S. 319.
- Ich bin versucht, von einer religiösen Ausformung der „Demutsformel“ zu sprechen.
- Meines Wissens verwendet Konrad diese Art der Allegorisation seiner selbst als Sünder sonst nur innerhalb der im Artikel angelegten Allegoresis, wie im Artikel zum Kürbis, wo er sich selber, als Sünder, zum Kürbis stilisiert: „Ach und aber ach und wê ich armer kürwiz.“ (393,28 f.)
- Vgl. Gen 8,6–12.
- Vgl. zu dieser Aufbaustruktur Nischik, wie Anm. 2, S. 288 f. Sie sieht darin eine Analogie zur Predigtstruktur.
- Als öffentlicher, allen zugänglicher Raum ist die Kirche der ideale Ort für heimliche Begegnungen, aber auch klassischer Ort des „videre et videri“. Und durch seine Heiligkeit ist der Kirchenraum ideale Folie für Verfehlungen, die dadurch an Pikanterie gewinnen.
- Es ist nicht die einzige Stelle, in der Konrad auf die Gefahr einer Versündigung durch die Augen zu sprechen kommt. (Vgl. Ruberg, wie Anm. 2, S. 319). Sehr deutlich sagt er – und ergänzt da die Vorlage – im Artikel zum Dathapleba: „Dabei verstê wir die unschämigen augen, diu manigen menschen tœtent an der sêl. diu augen sint der sêl haimleich dieb.“ (131,26-29). Oder im Artikel zum Fasan heißt es: „der vogel bedœt die lœut, die irr augen zûgel auz werfent in die glœst diser werlt und vallen in des pœssen gaistes netz. wê. aug. wie ain schalkhafter pot dî pist menscheleicher vernunft! . . .“ (198,13-17). Nirgends sonst aber spricht er so direkt und konkret von einem eigenen Erlebnis.
- Dahinter steht wohl das paulinische Verständnis der Begierde als Tod, wie es u. a. in Röm 8,6 formuliert ist.
- Steven F. Kruger, Dreaming in the Middle Ages. Cambridge 1992, S. 154.
- Vgl. Kruger, wie Anm. 11, S. 134 und Peter Dinzelsbacher, Vision und Visionsliteratur im Mittelalter. Stuttgart 1981, S. 44.

16 Vgl. Dinzelbacher, wie Anm. 15, S. 65 und S. 69.

Es ist nicht die einzige Stelle, an der Konrad von einem eigenen Traum berichtet. Im Artikel zum greiffalk heißt es am Schluß:

„hilf, Mariä, obersteu kaiserinne, dem gesprochen ist in seim sláf: dū greiffalk, greiffalk!“ Unter dem Greiffalk aber „verstê ainen muotigen man, der mit witzen und mit dem rehten ange-

sigt den adlîrn, die mit unreht über ander lîut vliegen wellent.“ (186,9–13). Was anderes macht Konrad in seinem „Buch der Natur“, wenn er die Laster und Unrechtmäßigkeiten von Fürsten, Bischöfen, Pfaffen geißelt? Der Traum, den er hier referiert, dient so zur Legitimierung seiner Polemik und Kritik. Und auch hier ist wohl von einer Traumfiktion zu sprechen.